

## Eine Erzählung von Harald Jele

Es war in den 1990er-Jahren und es war zumeist an einem Freitag gegen Mittag. Damals setzte ich mich um diese Uhrzeit oft auf mein einst blitzrotes Puch Clubman und radelte regelmäßig mit einiger Zeitnot von der Seegasse in Klagenfurt zum nahen Hauptbahnhof. Die Entfernung, die ich dabei zurückzulegen hatte, betrug wenig mehr als einen Kilometer. Für eine Radstrecke war sie damit ausgesprochen kurz und entsprechend einfach und unspektakulär zu bewältigen. Der schmale Radfahrweg, der die Sankt Ruprechter Straße entlang führte, lag um diese Uhrzeit sogar im Hochsommer ganz im Schatten der alten Kastanienbäume, sodass es sich auch bei hohem Tempo gar nicht lohnte, arg ins Schwitzen zu kommen. In jedem Fall aber brachte diese kurze Strecke zumindest meinen Blutkreislauf soweit in Schwung, sodass ich stets gut aufgewärmt und hellwach am Schalter angekommen, meine Fahrkarte löste und dabei auch nur die kleinste Regung des um diese Uhrzeit schon etwas träge agierenden Beamten der Österreichischen Bundesbahnen aufmerksam wahrnahm.

Das Ziel meiner Reise über das Wochenende befand sich, die Landesgrenzen von Kärnten ganz im Westen nach Tirol hin verlassend, in Lienz. Die Züge fuhren damals auf dieser Strecke mit keiner so großen Regelmäßigkeit wie heute, und wenn man den einen Schnellzug, der um die Mittagszeit aus Wien kam, verpasste, war man einige Zeit später mit einem der gemütlichen Regionalzüge unterwegs, die zu dieser Zeit in der langsamsten Ausführung noch Personenzüge hießen. Deren ausgeprägte Gemütlichkeit war aber weder in einem hohen Sitzkomfort, noch im angenehmen Ambiente zu finden, sondern vielmehr in der mäßigen Geschwindigkeit, mit der sie in Richtung Westen tuckelten und dabei geflissentlich keine der vielen und häufig allzu kleinen Haltestellen ausließen. Es war mehr ein Müßiggang, mit einem solchen Zug zu reisen, als eine effektive Fortbewegung zum Zwecke des raschen Ortswechsels.

So zogen auf der linken Wagenseite zuerst langsam der Wörthersee mit seinem intensiv genutzten Nordufer, später, dann schon hinter Villach, die Drauufer des mehrfach aufgestauten Flusses mit seinen in diesen Jahren noch zwischen Büschen und Bäumen gut versteckten Hanfplantagen und zuletzt die immer höher aufragenden Gebirgszüge der alpinen Ausläufer vorbei. Der Herbst begrüßte mich spätestens hier mit bereits leicht angezuckerten Berggipfeln. Der Frühling jedoch war im Unterland längst eingezogen, wenn er an dieser Stelle noch auf sich warten ließ. Nur der Hochsommer war hier wie dort in etwa gleichzeitig eingetroffen und ließ die Reisenden ob der nicht vorhandenen Klimatisierung in

den Wagen ordentlich schwitzen, stöhnen und ächzen, ging doch das Getuckel der Eisenbahn stetig, aber sehr gemächlich vonstatten. Auf der rechten Seite hingegen empfand ich das wechselnde Bild, das sich einem während der Fahrt bot, wesentlich weniger attraktiv, sodass ich meistens die andere bevorzugte und mir nach dem Einsteigen eiligst dort einen Sitzplatz suchte.

Die Waggons waren in den Schnellzügen in der Regel gut gefüllt. Besonders dann, wenn sich etwaige Ferien ankündigten. Dann saßen dort junge Eltern mit ihren quengelnden und von der Fahrt schon müde gewordenen Kindern, die am Weg zu Oma und Opa waren, Studenten aus Graz und Wien, die heim fuhren zu Vater und Mutter sowie viele Schüler, die sich bereits am Weg ins Wochenende befanden. Allesamt kunterbunt zusammengewürfelt, scheinbar glücklich unterwegs und zugleich aufgeregt, bald ihr Ziel zu erreichen.

Im oberen Drautal schließlich hielt der Zug in der Ortschaft Berg. Diese macht ihrem Namen alle Ehre, ist sie doch eingebettet zwischen dem imposanten Gebirgsgrat des Reißkofels, der aus den Gailtaler Alpen im Süden herüberblickt und der Hochtristen im Norden, die bereits zur Kreuzeckgruppe gehört. Besonders an Berg und der dortigen Eisenbahnhaltestelle war jedoch die Gleisanlage, die nicht eben, sondern ungewöhnlich schräg, in einer Kurve liegend, errichtet worden war. Für schnelle Züge hieß dieser Umstand, dass sie möglichst flott und reibungslos diesen Streckenabschnitt hinter sich lassen konnten, für langsame jedoch, die hier halten mussten, dass den dahindösenden Fahrgästen der Kopf arg zur Seite fiel, und diese dadurch zumeist abrupt erwachten und anschließend etwas unleidlich aus den Fenstern blinzelten. Auch wenn ich Glück gehabt hatte und im Schnellzug unterwegs war, konnte ich mit den Jahren diese Haltestelle wörtlich im Schlaf erkennen und das Unterbewusste begann mich hier sanft aber äußerst zuverlässig zu wecken, galt es doch bis zum Erreichen des Reiseziels und dem Verlassen des Zuges nur noch dreißig Minuten durchzuhalten. An diesem Punkt des Weges angekommen, konnte ich alsbald damit beginnen, mir den Schlaf aus den Augen zu reiben, die Steifheit der Glieder durch sanfte Bewegungen zu vertreiben und meine über die Sitze verstreuten Sachen zurück in die Reisetasche zu verstauen.

Jahrelange Konditionierung machten diesen Ort, den ich selbst in meinem bisherigen Leben nur ganz wenige Male tatsächlich besucht habe, und seine Haltestelle für mich zu einer Art innerer Trigger, der beim Durchfahren des Bahnhofs in mir ganz automatisch das schöne, zufriedenstellende Gefühl auslöste, bald angekommen zu sein.

Die Haltestellen, die jener von Berg folgten, waren Dellach, Irschen und Oberdrauburg. Allesamt Orte, die ich vom Zug aus gesehen besser kannte als aus der nächsten Nähe. Und dann, ja dann, tat sich das Drautal mit dem Durchfahren des Kärntner Tors plötzlich aus der Enge des zurückgelassenen Tals zu einem breiten Panorama auf und gab den Blick frei auf den weit geöffneten Boden des Lienzer Beckens. Kärnten hatte ich zu diesem Zeitpunkt hinter mir gelassen, das Bundesland Tirol breitete sich nun vor mir aus. Die letzten zehn Minuten der Reise, die nun folgten, waren geprägt von den staunenden Blicken hinauf zur Hochstadlwand, der entlang ein gut besuchter Klettersteig führte, später dann steil oberhalb die Laserztürme und zu guter Letzt die freien Gipfel von Spitzkofel und Schleinitz, den hohen Hausbergen der Dolomitenstadt.

Am Bahnhof selbst herrschte stets ein dichtes Gedränge, ein Gewusel und ein schier unüberblickbares Durcheinander von Personen. Viele davon hatten beim Eintreffen des Zuges bereits am Bahnsteig lange gewartet. Mit dessen plötzlichem Stillstand und nach zögerlichem Öffnen der Türen, kamen noch jene hinzu, die nun in großer Zahl eilig ausstiegen, ganz so, als strömten sie in einem Schwall aus allen Poren eines riesigen Untiers, dessen Öffnungen nicht länger verschlossen gehalten werden konnten. Da waren unvermittelt die einen, die sich mit hektischen Gesten, sonst aber völlig stumm, suchten, sowie die anderen, die sich laut und fröhlich riefen und die letztlich auch im umständlichen und in zunehmendem Maße schwierigen Ausweichen zueinander fanden. Großmütter umarmten und küssten ihre Enkel und staunten mit strahlenden Augen nicht schlecht, wie groß diese schon wieder geworden waren. Söhne, selbst längst zu Vätern herangereift, reichten ihren Eltern stolz und mit einigem Respekt die Hände, zogen selbstbewusst ihre jungen Frauen heran, sodass auch diese zur Begrüßung ungestört ausholen konnten und langsam leerte sich der Bahnsteig, leerten sich die Zugabteile und nur ein kleiner Rest blieb mit jenen Reisenden belegt, die noch nicht ganz an ihrem Ziel angekommen waren.

Die Situation, wie sie eben geschildert wurde, spielte sich von Mal zu Mal genau so oder so ähnlich ab. Und weil damit das auf mich Zukommende so einfach vorhersagbar war, entschied ich mich zumeist dazu, rechtzeitig meine ohnehin wenigen Sachen auf den Rücken und unter die Arme zu packen und beim Ausstieg auf die Ankunft des Zuges im Bahnhof zu warten. Alsdann hatte ich die besten Voraussetzungen alldem zu entgehen, durch die Menge der Wartenden am Bahnsteig hindurch die Flucht nach vorne anzutreten und in wenigen Augenblicken über den Fußweg nach außen zu gelangen und das Bahnhofsgelände zu verlassen. Wenn ich aber den günstigen Moment verpasst hatte und sich die Situation anbahnte, dass ich nicht rechtzeitig den Ausstieg

als Erster erreichen würde, blieb ich seelenruhig sitzen und schaute wie aus großer Distanz dem emsigen Treiben, das sich bei der Einfahrt des Zuges stets aufs Neue im Bahnhof ergab, mit einigem Vergnügen zu. Dann allerdings würde ich den Waggon als letzter verlassen, mit stoischer Ruhe und freundlichem Blick darauf warten, dass sich ein Weg durch die Menschenmenge hindurch von selbst ergäbe. Auch so konnte ich schließlich ganz ohne Eile nach draußen gelangen und, am Bahnhofsvorplatz angelangt, tief durchatmen und meinen Fußweg in Richtung Süden einschlagen.

Die Straßen und Wege der Stadt in dieser Himmelsrichtung waren davon geprägt, dass sie einst lang gestreckt und einigermaßen geradlinig angelegt wurden. Wie Tentakel zeichneten sich diese am Stadtplan ab, drei oder vier von ihnen wurden zur Zeit ihrer Planung zielstrebig bis an den späteren, südlichen Stadtrand gezogen, sodass es sich ergab, dass mit dem Durchschreiten von nur drei Straßen deutlich über 20 Minuten Gehzeit verbunden waren, wie man es eigentlich von deutlich größeren Städten her kannte.

Die Straßennamen, die einem vom Bahnhof kommend bald begegneten, waren den einstigen Widerstandskämpfern des Tiroler Freiheitskampfes gewidmet, wie die Tiroler selbst und sehr stolz ihren Volksaufstand gegen die Bayern und Franzosen zur Zeit Napoleon Bonapartes nannten. Hier waren die Namen Haspinger, Speckbacher, Innerkofler und ein Stück weiter im Westen, jedenfalls in Sichtweite, natürlich Andreas Hofer parat. Eine der längsten und ziemlich geradlinigen aber war nach Hermann von Gilm benannt, einem tiroler Juristen und Heimatliteraten, der mit seinen Gedichten die tapferen Tiroler Schützen (und auch die Jesuiten) äußerst streitbar mit Versmaß und Reimen verewigte. Der Aufstand gegen die damals Übermächtigen ging zwar letztlich verloren, mit der Niederschlagung und Verbannung Napoleons durch die verbündeten Briten und Preußen aber kam Tirol schließlich wieder zu Österreich. Dieses Mal ließ die Geschichte mit dem heiligen Land noch einmal Milde walten und die Tiroler kamen quasi noch glimpflich davon. Im darauffolgenden Jahrhundert aber sollte es doch deutlich schlimmer kommen.

Denn da verlor Österreich den Krieg, den es in Europa angezettelt hatte und der sich in den Folgejahren zu einem Flächenbrand ausbreitete, dem Ersten Weltkrieg. Dafür hatte die Staatengemeinschaft der Kriegsgewinner kein Verständnis und stutzten den einstigen Vielvölkerstaat auf den verschwindend kleinen Rest Deutschsprachiger im Innersten zurück. Tirol wurde geteilt, Südtirol von Österreich schmerzlich abgetrennt und dem Staat Italien untergeordnet. Alto Adige war geboren, auch wenn die Bezeichnung für einen wesentlich kleineren Landstrich schon etwas früher existierte.

Hatte ich dann den letzten der berühmten Südtiroler mit Friedrich Pacher, einem Maler der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der als tapferer Widerstandskämpfer zumindest gegen die Franzosen unter Napoleon ausschied, so ging es alsdann an die deutschsprachigen Städtenamen und Ortschaften Südtirols. Zwar hatte ich mit einem ganz kleinen Umweg gleich die Wahl zwischen Bruneck, Meran und Sterzing, so blieb ich doch beim direkten Weg und wählte die Ortschaft Salurn, die mit ihrer Klause den südlichsten Punkt Tirols markierte und seit jeher die Sprachgrenze zum italienischen Trient markierte.

Den Großteil ihrer gemeinsamen Lebenszeit verbrachten meine Eltern hier, in diesem relativ neuen Stadtteil, der im Wesentlichen von der Siedlungsgenossenschaft Frieden in den 1960er-Jahren errichtet worden war, ehe die beiden viele Jahre später beschlossen hatten, dem tiefen Schatten des Winters, der sich in der Zeit niedrigen Sonnenstands über diese Gegend beharrlich und viel zu lange legte, zu entfliehen und mit Sack und Pack in den nördlichen, sonnigeren Teil zogen. Aber damals, zu jener Zeit, in der ich gerade ankam, wohnten sie noch dort und wussten vielleicht auch noch gar nichts von ihren Plänen, die sie Jahre später umsetzen würden.

Bei den Eltern angekommen hielt es mich meist nicht lang. Das Wichtigste war rasch besprochen, ein Tee, ein Kaffee gemeinsam getrunken, der wie immer perfekte Mohnstrudel meiner Mutter verkostet und ausreichend gewürdigt. Also konnte ich mich wieder aufmachen, zum weiteren und manchenmal auch eigentlichen Ziel meiner Reise. Meine Eltern würde ich ohnehin später am Tag und zudem noch länger am Wochenende, das sich an einem Freitag Nachmittag wie diesem, erst langsam anbahnte, sehen und mich mit ihnen ausführlich austauschen können.

Von dort führte mich einer der allerersten Wege wieder zurück in Richtung des Stadtzentrums, meistens zu Fuß, manchenmal mit einem geborgten Fahrrad. In umgekehrter Reihenfolge kam ich somit zuerst an den Südtiroler Ortsnamen, dann an den Tiroler Volkshelden vorbei, um schließlich, dem Zentrum schon einigermaßen nahe, den Straßen, Wegen und Plätzen mit wesentlich profaneren Namen zu folgen. Kreuzgasse, Mühlgasse, Apothekergasse und später Schulstraße hießen nun die Wege, die mich zielstrebig in Richtung Norden führten, um letztlich den Steg über die Isel zu nehmen, der mich an seiner anderen Seite über schmale Abkürzungen zur Beda Weber-Gasse lenkte und mich dort (dann ganz plötzlich) genau gegenüber dem Bezirksaltenheim, in dem seit einigen Jahren meine Großmutter lebte, wieder in den dichten Autoverkehr entlud.

Das Altenheim war mein eigentliches Ziel an diesem Wochenende, ganz so, wie an vielen anderen davor und danach auch. Das Ziel, das ich mit der Zeit so gut kannte und verin-

nerlicht hatte, dass ich bloß die vordere Fassade des Gebäudes wiedererkennen musste, um unweigerlich an die große Kullisse an Geräuschen und Gerüchen des Hauses im Inneren erinnert zu werden, ganz so, als hätte ich das Heim längst schon betreten.

Und jedes Mal wieder wurden meine abgespeicherten Erinnerungen zuverlässig bestätigt. In der ganz speziellen Art und Weise, wie hier Geräusche ganz leise entstanden und sich dann ausbreiteten, vervielfältigten, wurde ich mit freundlichen Gesten und Blicken und einem mehr dahingehauchten Gruß am Eingang empfangen. Alles hier, selbst der Schall, schien verlangsamt auf tiefstem Niveau zu entstehen und sich anschließend sehr gebremst und behutsam in seiner Umgebung auszubreiten. Eine ältere Dame stieß leise, kraftlos und ganz sacht mit ihrem Fuß ein wenig gegen ein Tischbein. Eine weitere Besucherin nahm dieses kleine Geräusch wahr und drüppelte flink wie ein Wiesel hinzu, um nach dem Rechten zu sehen. Ein Pfleger beobachtete die Szene aus mittlerer Distanz und kam hinzu, bloß um sicherzustellen, dass niemand seine Hilfe brauchte und gab erfreut aber sehr dezent zu verstehen, dass alles in Ordnung gewesen wäre, und mir kam dieses leichte Aufbauschen eines großen Nichts stufenförmig zu Ohren, so als käme zum Abschluss ein Crescendo, als folgte doch noch ein Höhepunkt, der sich in Lärm ausdrückte, aber der kam nicht und wäre hier an diesem Ort wohl auch nicht willkommen gewesen.

Die Atmosphäre, die hier vorherrschte, wirkte ein wenig gedrückt, aber keinesfalls traurig und in den freundlichen, tiefliegenden Augen der Bewohner, aber auch in jenen der anderen Besucher, konnte man leicht das tief empfundene Gefühl wiederfinden, dass hier jeder willkommen war, dass man wusste, dass ein jeder Besucher gekommen war, um jemandem Freude zu bereiten und ein wenig Abwechslung in den sonst durchgängig gleichen Alltag zu bringen. Die Flure hinter dem Pförtner am Eingang, die man als Besucher zu durchschreiten hatte, wirkten über die Maße hoch, was sie schmaler erscheinen ließ, als sie es waren. Schließlich konnten vier, vielleicht auch fünf Personen nebeneinander gehen, ohne dass sie sich dabei gegenseitig wesentlich im Fortkommen behinderten.

Am Ende des ersten Ganges, der einen gleich zielstrebig in die weniger hellen Untiefen des Gebäudes führte, begann das durch Brandschutztüren abgetrennte Stiegenhaus mit breiten Treppen nach oben und unten. Da die meisten doch die komfortablen Liftanlagen benutzten, die in der Gebäudemitte eingebaut waren, traf ich in den vielen Malen, die ich hier die Treppen in den ersten Stock hinaufstieg, nur äußerst selten und wenn, dann bloß vereinzelte Personen. Im Stiegenhaus herrschte eine unglaubliche Ruhe, die fast gespenstisch wirkte und die sich erst langsam zu verziehen begann, als ich

die letzte Trenntür hinter mir geschlossen hatte und in den sogenannten Pflgetrakt eintrat.

An den Nachmittagen und ganz besonders an jenen der Wochenendtage herrschte hier ein ungewöhnlich reges Treiben und ließ einen leicht vergessen, dass an den anderen Tagen kaum jemand zu Besuch kam. Häufig waren dann mehr Besucher anwesend als die Abteilung Insassen hatte, sodass man so manchen älteren Besucher durchaus verwechseln konnte, und ihn irrtümlich zu den Heimbewohnern zählte. Dann kam es im dichten Treiben dazu, dass sich die Mehrzahl der Anwesenden zu Grüppchen formierte und sich in den verschiedenen Ecken des Aufenthaltsbereichs zum angeregten Unterhalten zusammensetzte. Ab und zu aber, dann war es so wie auch an diesem einen Tag, saßen die Insassen ganz allein und ohne Besuch zu einem großem Kreis arrangiert. Der Abstand zwischen den Einzelnen war offensichtlich so gewählt, dass sie einerseits einander mit den Händen nicht erreichen konnten, es andererseits aber unschwer möglich war, dass sie sich miteinander unterhalten konnten. Manche von ihnen wirkten wie immer ganz aufgeweckt und aktiv und versuchten bei jeder Regung sofort herauszufinden, was deren Ursache war. Dann sahen sie aufmerksam in die Runde und erforschten jede Möglichkeit, die die kurze Irritation hätte auslösen können. Jeder ihrer Mitbewohner wurde unter die Lupe genommen, sofern er dafür auserkoren war, eine solche Regung hervorzurufen. War auch nach intensivem Studium nichts und niemand auszumachen gewesen, richteten sie anschließend die Blicke aus dem Kreis hinaus und nahmen ihre doch so gewohnte Umgebung gründlich ins Visier. Andere aber saßen in sich selbst zusammengesunken und von vielerlei Bändern und Gurten einigermmaßen aufrecht gehalten, in ihren gepolsterten Sesseln auf Rädern, um vom Personal jederzeit leicht an einen anderen Platz verfrachtet werden zu können. Diese alten Leute waren, so schien es, ganz weit von allem entfernt, was sie umgab. Sie zeigten den ganzen Nachmittag über nur wenige Reaktionen, seufzten manchmal vielleicht leicht auf, so als wollten sie damit ihre ohnehin hoffnungslose Lage kundtun, waren sonst aber in der Art abwesend, wie man sie von so manchen dementen Personen kennt. Ihre kurzen Zeiträume spontaner Anwesenheit, die sie zwischendurch zeigten, war etwas Außergewöhnliches, für die anderen quasi ein lichter Moment, in dem sie von Zeit zu Zeit sogar von dem zu sprechen wagten, was sie augenblicklich umgab.

So trat man als Besucher in eine durchaus freundliche und überaus illuster anmutende Runde und obwohl nur wenige der Ankommenden dies richtig einzuschätzen vermochten, glitt der Blick der allermeisten langsam aber bestimmt zu jener Person hin, der dieser Besuch gelten sollte. Dieses kleine Ritual im Empfangenwerden half mir ein aufs andere Mal,

meine Muhme ausfindig zu machen, die als eine der allerkleinsten nur zu leicht unter den vielen anderen zu übersehen war. Mein Blick streifte dann nur ganz willkürlich die Runde der lächelnden Gesichter und folgte anschließend ihrem, den Wegweisenden, Hinschauen auf die Gesuchte.

Da saß sie nun unter den vielen anderen, in einem Sessel, der für ihre kleine, feingliedrige Gestalt viel zu groß und klobig anmutete und lächelte mir zufrieden dreinblickend zu. In den ersten Jahren ihres Aufenthalts im Heim war in ihren Augen noch das verständige Erahnen zu erkennen gewesen, mit dem sie mir zu verstehen gab, dass es reichlich an der Zeit war, einen ausgedehnten Spaziergang mit dem Rollstuhl zu unternehmen oder mich mit ihr in eine der Nischen zu setzen und ihr zu erzählen, was es draußen in der Welt Neues gab und sie interessieren konnte. Mit den Jahren allerdings wich dieser vielsagende Blick einem einzig fragenden und es war nicht immer klar, ob sie mich wieder oder zumindest noch einmal erkennen würde und ob sie einzuschätzen vermochte, warum ich, dieser damals noch junge Mann, gekommen war und gerade sie sehen wollte. Mir war stets klar, dass der Tag kommen musste, an dem sie mit meiner Gestalt und meinem Wesen nichts mehr verbinden würde, was in ihrem Leben je eine Rolle gespielt hatte. Dass ich der war, den sie im Säuglingsalter aufgenommen und betreut hatte, später der, dessen Schul- und Berufskarriere sie stets zuversichtlich, mit großem Wohlwollen und nie geäußertem Stolz von außen verfolgt und den sie mit leichtem Herzen ziehen ließ und ihm doch stets inniglich verbunden geblieben war. Aber noch lag dieser sichere Zeitpunkt, ab dem sie mich nicht mehr erkennen und einordnen können würde, in ferner Zukunft und noch konnte sie sich freuen, dass ich kam, um Zeit mit ihr zu verbringen.

Neben ihr saßen im Aufenthaltsraum stets andere Frauen, nie die selben. Frauen, die sich in einer ganz ähnlichen Situation befanden, mal ihre Mitbewohnerinnen, mit denen sie ihr Zimmer teilte, mal jene vom Zimmer gegenüber, aber immer saßen sie im Kreis, der an diesem Tag leicht zu einem Hufeisen geöffnet war, aufgefädelt wie Perlen auf einer unsichtbaren Schnur und gegenüber jener drahtige, hochaufgeschossene und erkennbar sehr alte Mann, der sich nie zu Wort meldete und sich nur selten räusperte. Niemand schien ihn anzusehen, alle starrten mehr zu seinen Füßen, wenn es einmal Grund gab, den Blick in seine Richtung zu lenken. Allein meine Muhme schien ihm freundlich aber bestimmt in die Augen zu sehen und dann lenkte selbst er sein Schauen hinab zu seinen Füßen, die in ganz offensichtlich alten, aus der Mode geratenen, aber elegant anmutenden Lederschuhen steckten.

Es kam durchaus vor, dass einige der anwesenden Frauen miteinander ein kurzes Gespräch begannen, wenngleich mir

nicht immer sofort klar war, ob sie miteinander oder mehr nebeneinander her kommunizierten. Manchmal begannen sie klar und verständlich formulierte Fragen, manches Mal aber waren es Sätze, die sie äußerten, die wie Antworten auf Fragen klangen, die so nie gestellt worden waren. Des Öfteren aber klangen ihre Worte wie zu einem langgezogenen Brabbeln zusammengesetzte Lautkonstrukte, die die Pfleger auf der Station vorgaben, verstehen zu können, einem Außenstehenden aber wie eine völlig fremde, eben erfundene Sprache vorkommen mussten. Junge Eltern konnten sich dann vielleicht daran erinnert fühlen, dass sie ihre Säuglinge und Kleinstkinder mit ihren Lautgebungen in der Regel gut verstehen und diese meist richtig zu deuten wussten, wohingegen andere damit nichts anzufangen wussten und es mitunter leichtfertig als Nichtsbedeutendes oder vielmehr Sinnloses abtaten.

Dieses Mal saßen einige Damen beieinander, die sich in ihrem Äußeren sehr ähnlich waren. Alle hatten streng nach hinten gekämmte Haare, die sie zu einem festen Knoten gebunden trugen, der von geschickt eingesteckten Haarnadeln gehalten wurde. Weiße, ärmellose Kittelschürzen verdeckten die darunterliegenden Kleider und nur an den Oberarmen ließ sich ein wenig erahnen, dass sie darunter helle Blusen mit kleinen Kragen trugen, die am Hals den hochgezogenen Ausschnitt leicht wellenartig und mit ganz feinen Blümchen gemustert zierten. Wie Schwestern, fast wie in den Uniformen von Krankenschwestern, wie sie zumindest bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts üblich waren, ließ sie ihr Äußeres gleichen und wie solche unterhielten sie sich abwechselnd aber behutsam, leise und sehr zurückgenommen miteinander. Ganz so, als wollten sie weiter nicht auffallen und ihr Gespräch belanglos wirken lassen.

Ihnen gegenüber spielte sich augenblicklich ganz Ähnliches ab. Drei Frauen, wie es schien innige Freundinnen, allesamt eher füllig und gedrungen in ihrer Statur, vielleicht dicklich aber keinesfalls fettleibig, kicherten und glucksten über etwas, das eine von den dreien in einem kurzen Augenblick zum Besten gegeben hatte. Dann sahen sie sich fröhlich an, nickten leicht und unmerklich und wiederholten darauf ihr leises, im Kreis der Anwesenden aber deutlich wahrnehmbares Kichern. Es war ganz sicher kein Lachen, das sie hier offen zur Schau stellten, es war vielmehr ein verhohlenen Grinsen, das sich breit über ihre Gesichter legte und das sie mit kleinen Stoßlauten untermalten. Ihr schwerelos dahingetragenes Amüsement war nur zu offensichtlich und hatte vieles in sich, andere, so wie auch mich, auf der Stelle freudig anzustecken. Und sei es nur, um für Sekunden der Tristesse zu entkommen, die in diesem Raum auf den Schultern eines jeden wie eine allzu schwere Last lag.

So entstand im Gesamten unmerklich etwas Unruhe in der Runde. Die meisten der Anwesenden blickten fragend zwischen den beiden, sich weiterhin unterhaltenden Gruppen hin und her und schienen unentschlossen zu sein, in dem was sie tun, vielleicht sagen, in jedem Fall aber wie sie sich weiter verhalten sollten. Noch bevor ich oder jemand anderer von den Besuchern ahnen konnte, wie sich die Situation weiter entwickeln würde, kippte der alte Herr, der dem Treiben bislang völlig regungslos und dabei unbeteiligt wirkend zugesehen hatte, plötzlich ganz heftig, steif und etwas ungelentk in seinem Stuhl nach vorne, stampfte zuerst mit seinen Fußballen und anschließend mit seinen Fersen fest am Boden auf und blickte daraufhin mit weit geöffneten Augen und ungleich hochgezogenen Brauen fragend in die Runde. Erst dachte ich, er würde mit dieser heftigen Kettenreaktion aus mehreren durchaus komplexen Bewegungsabläufen aus seinem Stuhl kippen und flach wie ein langes Holzbrett vor dem Stuhl mit einem lauten Knall am Boden aufschlagen. Doch entgegen meinen ersten Befürchtungen saß er weiterhin fest und sicher an seinem Platz, im Grunde in geradezu identischer Weise, wie kurz zuvor. Es schien, als würde er mit seinem Blick in den offenen Kreis hinein jeden einzelnen streifen und dabei genau und tief in die Augen blicken wollen. Mit einem Mal war es ganz still in dieser illustren Runde. Es war dabei nicht nur einfach ruhig, sodass niemand mehr etwas sagte, sondern vielmehr eisig still. Kein Rascheln, kein Kichern, nicht einmal das zwischendurch tiefe Luftholen, das sonst so allgegenwärtig zu vernehmen war, ging durch den Raum. Ich konnte die strenge Kälte dieses Augenblicks förmlich spüren, die sich über mich und die anderen legte und fühlte mich plötzlich äußerst unwohl, gerade jetzt hier sein zu müssen. Einige der Besucher, die ein wenig abseits saßen oder standen, schienen überrascht zu sein, dass es mit einem Mal so geräuschlos geworden war, sodass sie ihre Stimmen merklich senkten, um nicht lauter zu erscheinen, als es ihnen recht war.

Der Mann, von dem dies ausgegangen war, hieß Karl Leitner und er schien kein gänzlich Unbekannter zu sein. Weder in der hier anwesenden Gruppe, noch außerhalb. Schließlich reagierten sowohl die meisten Besucher genauso wie die anwesenden Pfleger nur mit einem kurzen Innehalten ihrer Tätigkeiten, mit einem prüfenden, aber routinierten Blick und schienen dann zu befinden, dass ohnehin alles wie immer gewesen wäre und ein weiteres Handeln durchaus nicht notwendig sei. Sie schienen diese Situation zu kennen und beachteten sie auch nicht weiter.

Ich selbst war einigermaßen erstaunt, dass ein Einzelner die doch große Gruppe der Anwesenden mit seinem Verhalten so beeinflussen, ja nachgerade steuern konnte. Leitner saß in meiner Wahrnehmung der Situation die meiste Zeit über

recht unbeteiligt wirkend an seinem Platz und bewegte sich kaum. Selten strich er sich mit der flachen Hand gemächlich und äußerst sorgfältig über das schütterere Haar, nur manchmal kratzte er sich leicht am Ellbogen, gab kaum einen Laut, kein vorsichtiges Hüsteln oder Räuspern von sich und war doch bei den übrigen Heiminsassen stets so präsent, dass diese eine, einzige Bewegung, wenngleich natürlich eine ganz außerordentliche, reichte, um sich blitzartig in den Mittelpunkt des Geschehens zu bringen. Natürlich war ich stets gespannt, was anschließend an dieses heftige Intermezzo wie aus dem Nichts kommen würde. Eine Rechtfertigung vielleicht, gar eine Erklärung oder zumindest ein Versuch, mit dem er sein so ungewöhnliches Verhalten begründen würde. Aber all dies blieb aus. Es kam nichts. Vielmehr stellte sich in der Gruppe eine Phase ein, in der die Insassen voneinander abließen, sich auch in ihren Sesseln einer vom anderen abwandte und alle wieder gerade zum Sitzen kamen, sodass sie ihre Blicke wieder hin an die Stelle der fiktiven Mitte des Kreises richteten, an der nichts war, außer sauber gebohneter und deshalb leicht spiegelnder, grauer Bodenbelag. Mehr war dort nicht auszumachen.

Die Altersdemenz meiner Muhme ließ sie vieles von dem vergessen oder verdrehen, was ihr einst wichtig und wesentlich war. So vergaß sie zunehmend, an welchem Ort sie sich befand, ahnte jedoch stets in ihrer feinsinnigen Art, dass sie in diesem Heim auf keinen Fall in ihrem selbstgewählten Zuhause war. Nicht einmal, sondern wohl viele Male mussten sie die Pfleger freundlich aber bestimmt bitten, doch wieder ihren Mantel abzulegen und die Schuhe zurückzustellen, wenn sie sich anschickte, um in ihrer Wohnung in der Schweizergasse nach dem Rechten zu sehen. Auch konnte sie, so wie viele ihrer Mitbewohnerinnen, manche Personen, die zu Besuch kamen, nicht mehr richtig zuordnen, verwechselte dann meine Mutter mit meiner Schwester und an vielen Tagen tat sie dies mit einiger Beharrlichkeit auch umgekehrt. Doch in mancher Hinsicht hatte diese Vergesslichkeit des Alters bisweilen auch ihr Gutes. Sie legte nämlich von Jahr zu Jahr immer mehr ihre Scheu ab, über Dinge und Umstände aus ihrer eigenen, zumeist weit zurückliegenden Vergangenheit zu sprechen, die sie in der Zeit vor ihrer Demenz niemals angesprochen hätte.

So kam es, dass wir mit der Verspätung von Jahrzehnten schließlich viel Neues über ihre Herkunft, ihre Eltern und ihre Geschwister erfuhren, über das sie in früheren Jahren beharrlich geschwiegen hatte und auch auf Nachfragen nichts oder nichts Wesentliches erzählen wollte. Doch jetzt war diese Barriere wie ein zuvor dicker, undurchlässiger Vorhang gefallen und sie plauderte verstohlen, manchmal auch ein wenig verschmitzt, über ihren Bruder, der sich scheinbar ganz unvermittelt kurz vor dem Zweiten Weltkrieg aufgemacht

hatte, um sein Glück in Niederösterreich zu suchen, und sich von dort über die vielen Jahre hindurch nicht mehr gemeldet hatte. Den Tod der gemeinsamen Eltern, zuerst jenen der Mutter Kordula Ende der 1950er Jahre, später jenen des Vaters Bartholomäus 1964, nahm er scheinbar kommentarlos und ohne jede Regung hin, ohne zum Begräbnis zu erscheinen oder nach seiner Verständigung zumindest eine Karte zu schicken. Und auch auf drängendes Nachfragen nach seinem Befinden und den Umständen seines Verbleibs, blieb er beharrlich unerreichbar für seine wenig jüngere Schwester, der es blieb, sich über viele Jahre völlig allein um ihre kranken und vor ihrem Tod über lange Zeit pflegebedürftigen Eltern zu kümmern. Belastende Situationen wie diese hatte sie in der Vergangenheit stets verschwiegen und wohl auch aus ihrem Bewusstsein erfolgreich verdrängt und mein regelmäßiges, unbarmherziges Nachfragen hatte sie mitunter stoisch ausgestanden. Nun aber, dem Nachwirken der schwierigen Vergangenheit quasi entflohen, gab sie bereitwillig Auskunft über die Umstände, die einst zum drastischen Bruch ihres Bruders mit den Eltern geführt hatten und sie äußerste sich ungewöhnlich kritisch darüber, wie sich dies auf sie selbst und ihr Fortkommen ausgewirkt hatte.

Die Vergangenheit in einer ihrer grässlichsten Fratzen führte mich auch zur Geschichte jenes Mannes, der sich hier so durchdringend und ungestüm in Szene gesetzt hatte. Denn Karl Leitner war nicht irgendein Mann, der wie viele andere auch aufgrund seines Alters und seiner schweren Krankheit an seinem Lebensende in seiner vorletzten Station auf Erden, dem Altenheim, gelandet war. Vielmehr war er einer, so kann man es wohl gelinde ausdrücken, mit einer ganz und gar unheilvollen Vergangenheit, die vielen seiner Generation über Jahrzehnte ganz besonders unrühmlich in Erinnerung geblieben war und sich förmlich in die hintersten Windungen ihrer tiefliegenden Gedanken dauerhaft eingeschrieben hatte.

Dass er sich in den allermeisten Situationen stets scheinbar völlig unbeteiligt im Hintergrund hielt, von dort aus boshafte, ja geradezu perfide Pläne schmiedete und gegen alles, was ihm nicht richtig erschien, agierte, war wohl Teil seines heimtückischen Wesens und zugleich jener Charakterzug, der an ihm am meisten gefürchtet war.

Dabei gab es an seiner frühen Biografie, zumindest den Eckpunkten nach, wenig auszusetzen und sie schien ganz im Gegenteil einen hoffnungsvollen Lebensweg vorzuzeichnen.

Karl Leitner entstammte einer einfachen aber durchaus nicht ärmlichen Bauernfamilie, deren Hof sich schon über Generationen an den steilen Sonnenhängen des Lienzer Talbodens befand. Als fünftes und damit jüngstes Kind war er für die Übernahme des elterlichen Hofes nicht vorgesehen, zumal er drei ältere Brüder hatte, die schon früh in die

Arbeiten am Bauernhof eingebunden wurden und die diesbezüglich vollends den Erwartungen entsprachen, die von ihren Eltern und Großeltern in sie gesetzt wurden. Wie alle, die am Hof lebten, musste auch er zupacken, wenn die harten Arbeiten im Frühling eines jeden Jahres begannen, trotzdem aber wurde ihm viel mehr Zeit für die Schule und seine Bildung gegeben, als dies jemals seinen Brüdern oder gar seiner Schwester zugestanden worden wäre. Und Karl wusste diesen Umstand zu nutzen. Er lernte fleißig, viel fleißiger sogar als seine Geschwister und die anderen Gleichaltrigen, mit denen er im Laufe seiner Schulzeit das eine oder andere Klassenzimmer teilte und wusste, das Gelernte für sich einzusetzen. Wenn im Dorf hoher Besuch angesagt war, wurde der Karl geholt, wenn es galt, trefflich das eine oder andere Gedicht makellos zum Besten zu geben. In der Kirchengemeinde fand bald der Pfarrer seinen Gefallen an dem Heranwachsenden, denn dieser hatte weder Scheu noch große Mühe, das Lateinische der katholischen Messliturgie richtig einzusetzen und an den erwarteten Stellen ordnungsgemäß und stets richtig zu antworten. Den Hilfslehrer, der bei größeren Kirchfeiern und jedenfalls bei den Hochämtern dem Pfarrer assistierte, hatte Karl in dieser Hinsicht bald eingeholt, denn Karl hatte früh erkannt, dass der Herr Lehrer seine Schwächen gerade darin hatte, der lateinischen Liturgie konzentriert zu folgen.

Auch wenn seine Eltern als nicht übermäßig religiös galten, so hielten sie doch die Sonntagsruhe mit wenigen Ausnahmen ein und besuchten an den sonntäglichen Vormittagen die Messe in der Ortskirche. Dort saßen sie gemeinsam mit den Großeltern im makellos gestärkten und gebügelten Sonntagsstaat in den vorderen Reihen und freuten sich, wenn ihr Sohn jedes Mal mit seiner kräftigen Stimme dem Pfarrer in dieser fremden und formelhaft wirkenden Sprache laut Antwort gab. So kam es auch, dass der Pfarrer den Eltern ein beschöfliches Stipendium der Diözese in Aussicht stellte, sollte Karl am Franziskanergymnasium in Hall in Tirol, damals eine Oberschule für Knaben, Aufnahme finden. Der Großvater, von dem der Bub seinen Namen geerbt hatte, unterstützte und ermutigte ihn ganz besonders dabei, diesen Schritt zu wagen. Für ein Kind im Alter von gerade einmal 11 Jahren war es durchaus nicht einfach, für eine so lange Zeit, den elterlichen Haushalt für jeweils lange Zeiträume zu verlassen und selbstständig in die Ferne zu ziehen, war doch der Ort Hall zu dieser Zeit von Osttirol aus eher schwer und umständlich zu erreichen.

Karl wurde in der Schule aufgenommen und zog daraufhin im Herbst des Jahres 1911 mit Sack und Pack in das der Schule angeschlossene Internat.

Die Zeit und damit die ersten Jahre in der fernen Schule vergingen, als plötzlich der Erste Weltkrieg ausbrach. Am 28. Juli 1914 erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg,

dem das Attentat von Sarajevo vom 28. Juni vorausgegangen war. Die regelmäßige Heimreise des Jungen wurde durch die Umstände, die der Krieg mit sich brachte, äußerst beschwerlich, manches Mal wohl auch unmöglich. Die Fahrt mit der Eisenbahn über den Brennerpass war ab diesem Zeitpunkt zuerst schwierig, später unmöglich geworden. Bei Ausbruch des Krieges erklärte sich Italien zwar als neutral im vorherrschenden Konflikt, schloss sich am 23. Mai 1915 jedoch den nachfolgenden Kriegserklärungen gegen das Habsburgerreich an. Damit war auch der Weg über die kürzeste Verbindung von Lienz nach Hall plötzlich unterbrochen und konnte von den Reisenden auch nicht weiter in Betracht gezogen werden. Karl war durch diesen Umstand oft über den Zeitraum von mehreren Monaten nicht zuhause und konnte sich vom Internat bei seinen Eltern nur brieflich melden. Wie es schien, war er jedoch fortan in der Schule gut und sicher aufgehoben und daran sollte sich auch während der vierjährigen Kriegshandlungen nichts ändern. Trotzdem wechselte er nach den ersten vier Jahren im Gymnasium in die Lehrerbildungsanstalt nach Innsbruck und konnte dafür weiterhin mit der Unterstützung durch das bischöfliche Stipendium rechnen. Zwar hätten seine Leistungen in der Schule durchaus dafür gereicht, diese ordentlich abzuschließen und anschließend mit einem Universitätsstudium zu beginnen, trotzdem entschied sich Karl gegen diese, schon vorgezeichnete Laufbahn und für den einfachen Lehrberuf. Als er im Sommer 1919 eine Lehrerstelle in Lienz antrat, war der Krieg mit der Erklärung des Waffenstillstands von Compiègne vom 11. November 1918 zwar bereits mehr als ein halbes Jahr alt, Karl kam jedoch in einer Zeit in seine Heimat zurück, die von Armut, Krankheit, Hunger und der großen Ungewissheit geprägt war, wie die Friedensverhandlungen in den Vororten von Paris ausgehen sollten und welchen Preis das zur Kleinheit geschrumpfte Österreich noch zu zahlen hatte.

Karl kam nicht allein nach Hause. Er brachte seine damalige Lebensgefährtin, Eva Schultes, mit, eine Deutsche aus den ostpreußischen Gebieten, die es in den Wirren des Krieges nach Innsbruck verschlagen und die ihn dort kennengelernt hatte. Die beiden heirateten einige Jahre später.

Mit im Gepäck hatte er jedoch auch jenes deutschnationale Gedankengut, das im Österreich der Zwischenkriegszeit den Nährboden für den späteren Erfolg der Nationalsozialisten und in Italien jenen des aufkommenden Faschismus bilden sollte. Sowohl er als auch seine Frau Eva, waren glühende Anhänger der Idee einer deutsch-österreichischen Nation und waren damit zu dieser Zeit wohl auch nicht ganz allein. Mit diesem Gedankengut kamen sie durch Innsbrucker Studentenverbindungen in Kontakt, die in den Kellerräumlichkeiten der Juridischen Fakultät ihre Vereinslokale hatten. Beide schienen sich dort bestens aufgehoben zu fühlen und hatten

mit der Hinwendung zu jenen deutschtümelnden Vorstellungen wohl auch das befreiende Gefühl, nicht zu den vielen österreichischen Verlierern zu gehören. Wenn schon, so konnte man Leitner des öfteren sprechen hören, Österreich von den Verbündeten des Ersten Weltkriegs gewaltsam zu einem unbedeutenden Kleinstaat zusammengeschrumpft wurde, so läge im Zusammenschluss mit Deutschland die einzige Möglichkeit, gemeinsam wieder zu alter Kraft und Stärke zu gelangen.

In der Lehrerschaft sah man dagegen Sätzen und Redewendungen wie diesen eher skeptisch entgegen und es dauerte nicht lange, so musste Leitner in Innsbruck bei der Schulbehörde vorstellig werden, die ihm diesbezüglich eine Ermahnung zur Mäßigung seiner Worte und Taten erteilte. Der in den behördlichen Strukturen Tirols bestens verankerte Katholizismus wirkte zu jener Zeit wie eine zwar träge aber letztlich funktionierende Bremse gegenüber der bedingungslosen Hinwendung zu den Ideen eines Großdeutschen Reiches unter Einbeziehung Österreichs. Dass dies über viele Jahre so blieb, war den späteren Nationalsozialisten in Osttirol stets ein Dorn im Auge, der zu mancher Beschwerde an die obersten Parteigremien führte, sei doch die Osttiroler Bevölkerung so resistent und nur schwerlich zu begeistern. Leitner nahm diese Warnung, die in der Lehrerschaft der Umgebung schnell bekannt wurde, ernst und suchte im Weiteren Verbündete im Untergrund. Viele ähnlich Gesinnte waren in Lienz zu dieser Zeit nicht auszumachen, wenige weitere fanden sich wohl mit den Jahren. Gleichzeitig jedoch machte sich Leitner auf, jene in der Kollegenschaft ausfindig zu machen, denen er die Vorladung bei der Behörde zu verdanken hatte. Doch trotz intensivem, monatelangem Nachforschen und Erkundigen scheint ihm dies jedoch nie wirklich gelungen zu sein und er musste sich letztlich mit bloßen Spekulationen zufrieden geben, wer alles hinter dieser, gegen ihn gerichteten, Intrige gesteckt haben könnte.

Die politische Gespaltenheit des Landes in den 1920er Jahren und die bürgerkriegsähnlichen Zustände führten zu einer etwas konfuse Situation bei Leitner, in der er sich nur wenig aufgehoben gefühlt haben musste. Zwar empfand er sich wohl eher zur konservativen Heimatwehr und zu deren Anführer Ronacher hingezogen, dem *Gauleiter*, wie deren Vorsitzender innerhalb der Heimatwehr bezeichnet wurde, angeschlossen hat er sich jedoch weder dieser Bewegung noch dem damit verfeindeten Republikanischen Schutzbund der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Es schien ihm wohl eher unerheblich, sich dieser Thematik zuzuwenden, die die Bevölkerung in zwei unversöhnliche Lager spaltete, galt es doch vielmehr, sich dem, wie er meinte, viel Größeren hinzuwenden.

Dass Mitte dieses Jahrzehnts die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei Österreichs gegründet wurde, kam ihm und seinen Vorstellungen über die richtige und einzig wahre politische Heimat viel näher. Als diese 1933 verboten wurde und ihre Mitglieder für einige Jahre in die Illegalität verbannt wurden, war sie immer noch eine Kleinstpartei in Österreich und eine Partei der völligen Bedeutungslosigkeit in Osttirol, wenn man dafür die abgegebenen Stimmen bei den politischen Wahlgängen heranzieht. Leitner jedoch blieb aktives Mitglied und baute sich zudem ein enges Netzwerk an Bekanntschaften und wohl auch Freundschaften zu späteren Führungspersonen der NSDAP in Lienz auf, deren Ämter offiziell ab März 1938 besetzt wurden. Zu den Familienfeiern wurden regelmäßig mit dem Parteiverbot illegale und mit dem Anschluss Österreichs an das sogenannte Dritte Reich legale Parteikameraden eingeladen. So konnte man beispielsweise Oskar Kollmann und Alois Wittmann, beide aus Lienz, Johann Grogger aus Nußdorf oder auch David Stotter aus Oberlienz, allesamt später stramme Parteifunktionäre und ihres Zeichens Ortsgruppenleiter, bisweilen öffentlich in engem Austausch mit Leitner sehen. Gerne und häufig zeigte er sich mit Walter Hölzl, einem Kaufmann aus Lienz, der Einfluss bis in die Gauleitung im Untergrund zu haben schien und der über viele Jahre ein enger Vertrauter des späteren Chefs der Geheimen Staatspolizei in Lienz, der Gestapo, Herbert Weimann war. Nicht selten trafen sich die beiden, Leitner und Hölzl, vor dessen Kaufladen in der Schweizergasse, der in unmittelbarer Nähe zur Schulstraße lag, und sie schlenderten dann, angeregt plaudernd, gemeinsam mehrmals die Gasse hinauf und hinunter. Nur selten unterbrachen die beiden ihr Gespräch und wichen nur ungern jenen aus, die ihnen dabei entgegenkamen.

Weimann war ein Deutscher, den es später nicht ganz zufällig nach Lienz verschlagen hatte. Geboren wurde er in der niedersächsischen Stadt Seesen, die am nordwestlichen Rand des Harzgebirges, zwischen Göttingen und Hannover liegt. Er verfügte bereits über persönliche Kontakte nach Osttirol, als er in der Zeit von 1940–1943 an die Spitze der Gestapo in Lienz kam, um nach diesen fast vier Jahren wieder ins sogenannte Altreich abzuwandern und sich im Süden Deutschlands, nahe der Grenze zu Österreich niederzulassen.

Leitner tat somit einiges, um in den einschlägigen Kreisen bekannt zu sein und trotzdem gelang es ihm nicht, selbst eines der vielen zu vergebenden Ämter der aufkommenden Nomenklatura einzunehmen. Zwar entsprach dieser Umstand durchaus seinem Naturell, aus dem Verborgenen heraus, wie aus dem gut geschützten Hinterhalt, gezielt zu agieren, trotzdem hätte ein öffentlich wirksames Amt wohl viel zu seiner Genugtuung beigetragen. Schließlich wurde er vor allem von seiner Kollegenschaft doch über viele Jahre

nicht gerade geliebt oder gar geschätzt und auch in seiner Nachbarschaft zählte er nicht zu jenen, mit denen man sich gerne ausgiebig unterhielt oder gar beim Frühschoppen in fröhlicher Runde und entspannter Atmosphäre zusammenkam.

Und da war noch ein Drittes, das Leitner bei seiner Rückkehr aus Innsbruck in seinem Gepäck mitgebracht hatte. Es ist nicht ganz klar, ob dies ein körperliches Gebrechen war, das er sich durch einen Unfall noch in jungen Jahren zugezogen hatte und das ein Orthopäde identifizieren und entsprechend behandeln hätte können, oder ob dafür andere, eventuell neurologische Ursachen ausschlaggebend waren, die sich schon sehr früh und schleichend eingestellt hatten. Offensichtlich war jedoch, dass Leitner beim Gehen einige Probleme hatte. Diese waren nicht andauernd, sodass sie ihn hinken ließen und auch nicht solche, bei denen er rhythmisch ein Bein nachgezogen hätte, ganz so, als wäre seine Hüfte nicht in der Lage, einen gleichmäßigen Gang zu unterstützen. Vielmehr hatte es den Eindruck, dass er von Zeit zu Zeit außer Tritt kam und zu stolpern drohte, würde er dann nicht augenblicklich sein Körpergewicht zum Ausgleich weit nach vorne verlagern und die dadurch entstehende Kraft durch einen kurzen, impulsiv gesetzten Ausfallschritt mit dem Vorderfuß abfedern. Jedenfalls ließ ihn diese Eigenart beim Gehen stets leicht sichtbar werden. In Menschenmassen, die gleichmäßig dahinströmten, konnte einer leicht auffallen, wenn er regelmäßig den Gehfluss unterbrach, kurz langsamer wurde und fast zum Stehen kam, um anschließend wieder in annähernd derselben Geschwindigkeit mit den anderen seinen kurz unterbrochenen Schritt fortzusetzen.

War Leitner an manchen Tagen in der Stadt gar allein unterwegs und augenscheinlich schlecht zu Fuß, wussten viele der Anrainer mit der Zeit diese auffälligen Gehgeräusche zu deuten und konnten mit einiger Sicherheit schon von Weitem ahnen, wer hier die Straße entlang kam und dass dieser Jemand keinen besonders guten Tag hatte.

Das regelmäßige Gehen durch die Stadt hatte er sich früh zur Gewohnheit gemacht. Und so war er einer, der fast täglich unterwegs anzutreffen war. Als er seinen Dienstverweis aufzuklären versuchte und durch das Stellen von Fragen innerhalb der Lehrerschaft nicht weiterkam, begann er, seine Kollegen nach allen Regeln der Kunst auszukundschaften. Er wollte mehr über die Zusammenhänge erfahren, die er nicht kannte, und die sich so deutlich gegen ihn gestellt hatten. Deshalb begann er damit, an schulfreien Tagen in jene Stadtteile zu marschieren, in denen seine Kollegen wohnten und versuchte auszumachen, wer sich wann mit wem traf oder unterhielt, wer sich gegenseitig besuchte und offensichtlich Freundschaften pflegte, wer seine Kinder wann wo abholte und wohin brachte und einiges mehr, das sich für

ihn durch Beobachtung erschloss. Für ihn, der wenig zuhause zu sein schien, entwickelte sich dieses Verhalten mit der Zeit zu einer regelrechten, möglicherweise auch krankhaften Manie, die ihn über einen langen Zeitraum fesselte und nicht mehr losließ. Auch wenn Leitner unterwegs war, um etwas zu erledigen oder jemanden aufzusuchen, gestaltete er seine Fußmärsche nicht einfach nur zielgerichtet, um dort anzukommen, wo er hin wollte, sondern plante bereits im Vorhinein die Route so genau, dass er seinen üblichen Erkundungsmärschen möglichst effektiv nachkommen konnte.

Die Regelmäßigkeit und die Häufung des Umstandes, dass sich Leitner aufmachte, um seine Umgebung gezielt zu erforschen, beließen dieses auffällige Verhalten bei den Bewohnern der Stadt nicht lange im Verborgenen. Wenn er abends durch die Straßen, Gassen und über die Plätze marschierte, sahen ihm diese durch die geschlossenen Fenster hinterher. Wenn er an Samstagen, stets am späten Nachmittag, beim ehemaligen nordöstlichen Stadttor, das einst dem Bürgerspital vorgelagert war, die Isel überquerte und im Weiteren den Weg zielgerichtet nach Süden einschlug, blickten ihm die Menschen stets etwas verhohlen und nicht öffentlich zur Schau gestellt nach, ganz so, als würden sie sich nur vergewissern wollen, dass er wohl an den üblichen Stellen abbog und dann gerade so weiterging, wie er es immer tat. Man hätte an manchen Tagen die Uhr nach ihm stellen können, so akribisch genau verfolgte er sein Tun. Tatsächliche Veränderungen gab es dabei allerdings wenige wahrzunehmen und nur äußerst selten fielen ihm welche auf.

Ende der 1930er Jahre änderten sich diese Umstände jedoch, zuerst nur langsam und schleichend, letztlich aber schlagartig. Die Gesellschaft veränderte sich und größere Armut war nicht mehr länger eine städtische Erscheinung, sie war in diesen Jahren vermehrt auch am Land anzutreffen. Der überfallsartige Putsch der Nationalsozialisten und deren Machtergreifung in Deutschland am 30. Jänner 1933 zwang viele zur Flucht und in die Emigration und mit dem sogenannten Anschluss Österreichs an Deutschland im März 1938 waren schließlich viele am Weg aus und durch das Gebiet der neuen Ostmark. Auf einer der Flüchtlingsrouten über das Pustertal nach Italien waren immer wieder Menschen Schutz suchend, aber illegal, unterwegs. In der Gegenbewegung kamen jene Menschen mit ihren Familien nach Osttirol, das in der Zwischenzeit dem Gau Kärnten angegliedert wurde, die sich als Deutsche deklarierten und nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen im Mai 1939 aus dem faschistischen Italien ins nationalsozialistische Deutschland auswanderten. Diesen wurde hier Arbeit und Wohnraum versprochen und nicht wenige nahmen dieses Angebot an und wurden daraufhin in Städte im Deutschen Reich, sowie auch nach Lienz, gebracht. In Barackenunterkünften im Grafenanger, die ur-

sprünglich als Kriegsgefangenenlager angelegt worden waren, und später in Siedlungen wie der sogenannten Südtiroler Siedlung, die ab 1941 eigens zu diesem Zweck errichtet wurde, fanden sie Platz.

Dort, wo später die Straßen nach Südtiroler Freiheitskämpfern benannt wurden, die sich einst erfolgreich im Krieg gegen Napoleon behaupten konnten, waren diese zu Zeiten des Siedlungsbaus am damals südlichen Stadtrand zuerst mit den Namen großdeutscher Patrioten und gestandener Nationalsozialisten aus lokaler Herkunft versehen. Die spätere Patterergasse wurde nach Franz Arlang benannt, einem Osttiroler Nationalsozialisten der ersten Stunde, der 1934 im Lienzer Gefängnis verstarb und dessen später gerne in seiner Opferrolle gedacht wurde. Josef Sapelza, ein Hausierer aus Lienz, wurde 1937 wegen illegaler, nationalsozialistischer Betätigung in Haft genommen und verstarb im selben Jahr ebendort an den Folgen eines Selbstmordversuchs. Sein Name prägte einst die spätere Speckbacher Straße, und schließlich Georg Ritter von Schönerer, ein 1842 in Wien geborener und 1921 in Zwettl verstorbener Vorkämpfer der deutschnationalen Bewegung und des Antisemitismus in Österreich, dessen Name die heutige Friedrich Pacher Straße zierte.

Die zu dieser Zeit, für eine Kleinstadt durchaus bemerkenswerten, Flüchtlingsströme und der gezielte Zuzug von Migranten veränderte nicht nur das Stadtbild, es veränderte auch radikal Leitners Wahrnehmung. Plötzlich hielten sich größere Mengen an Menschen an ganz unterschiedlichen Orten und Plätzen der Stadt auf, die vorher völlig anders ausgesehen hatten, die menschenleer oder nur dünn besiedelt waren. Für Leitner bedeutete dies in erster Linie Auftrag und Arbeit, denn es galt möglichst rasch herauszufinden, ob tatsächlich alle, die zugezogen waren, auch mit Fug und Recht hier bleiben können sollten. Er ahnte, dass sich der Eine oder die Andere im Sog der vielen Optanten aus Südtirol illegalerweise Rechte aneignete, die ihm oder ihr eigentlich nicht zugestanden wären. Und dies galt es für Leitner in seiner Art akkurat herauszufinden.

Wäre es dabei geblieben, dass Karl Leitner seinen etwas auffälligen und mitunter verschrobenen Macken einfach nur nachgegangen wäre, so hätte das Geschehen im Ganzen wie der Spleen eines etwas verrückten Einzelgängers gewirkt. Dieser Gedanke aber wäre deutlich zu kurz gegriffen gewesen, denn er beließ es nicht dabei, andere auszuforschen, sondern ging den einen, damals durchaus Furcht bringenden Schritt weiter, einzelne Behörden davon in Kenntnis zu setzen, wenn er Unrecht ahnte oder ein solches ihn leise beschlich. Denunziation als eine freiwillig erstattete Anzeige bei einer Behörde des Staates war ein probates Mittel der nationalsozialistischen Politik und wurde von deren durchorganisiertem System, das unmittelbar und kleinlichst bis in den Alltag eines jeden wirk-

te, unterstützt und gefördert. Mit dem sogenannten Heimtückegesetz, als dem Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf den Staat und die Partei formuliert, wurde ein an sich freiwilliges Verhalten, andere zu diskriminieren, zu Gesetz und Ordnung erhoben und damit gleichzeitig die Stimmung einer dauerhaft präsenten Angst geschaffen, die viele verstummen, wegschauen und sich ducken ließ. Eltern ermahnten ihre Kinder, in der Schule nichts von zuhause zu erzählen, Kollegen tauschten sich nur aus, wenn sie sich in Sicherheit wählten, bei Versammlungen hielt man sich von kritischen Stimmen lieber fern, bevor dies einem zum Verhängnis gemacht werden konnte.

Als Lehrer war es Leitner in seiner Autoritäts- und Machtposition stets ein Leichtes, die Umstände zu erkunden, die bei seinen Schülern zu mangelhaften oder ungewöhnlichen Ergebnissen geführt haben mögen. Ganz ohne Scham und mit großer Leichtigkeit fiel er in die Rolle, die ihm Anvertrauten in die Mangel zu nehmen, wenn ihm vorkam, dass hinter dem Verhalten der Kinder möglicherweise ein ungehöriges Verhalten der Eltern steckte. Und so manches mag dabei eingeknickt oder nachgiebig gewesen sein, sodass wegen Kleinigkeiten oder einem großen Missverständnis der Parteiapparat ganz gezielt zu arbeiten begann, ohne dass dafür in so manchen Fällen eine dringende Notwendigkeit bestand. In dieser Rolle war er mehr gefürchtet als seine Lehrerkollegen und die Eltern jener Kinder, die bei ihm nicht zum Unterricht eingeteilt wurden, konnten zumindest für ein Schuljahr durchatmen, denn damit hatten sie zumindest ein, fraglos großes, Problem weniger.

Den größten Rückenwind verschaffte diesen Gefühlen wohl der sogenannte Anschluss Österreichs an Deutschland. Leitner muss sich zu diesem Zeitpunkt im März 1938 quasi im Höhenrausch aller nur denkbaren Emotionen befunden haben und trotzdem kam er aus seiner Deckung, ein begeisterter Nationalsozialist der ersten Stunde gewesen zu sein, nie wirklich heraus. Er nahm keine öffentlichen Funktionen innerhalb des Nationalsozialistischen Lehrerbunds ein, obwohl er diesem schon lange vor dessen Zeit in der Legalität beigetreten war und daraus sicherlich auch kein Hehl gemacht oder dazu beigetragen hatte, dass dies ein besonders gut behütetes Geheimnis blieb. Erwin Goltschnigg, ein nur etwas jüngerer Lehrerkollege von Leitner, den er durch seine Berufsausübung eher zufällig aber schon früh kennengelernt hatte, und der 1909 in der Ortschaft Theißing bei Bad Sankt Leonhardt im Lavantal geboren wurde, kam 1940 nach Lienz und übernahm hier das Amt des Kreisleiters der NSDAP. Dieser, und auch seine Nachfolger Emil Gunzenhauser aus Mühlheim bei Baden und Gustav Kaufmann aus Villach schienen ihn zwar regelmäßig für diverse Parteiämter vorgesehen zu haben, dazu gekommen war es jedoch nie. Leitner

blieb ein solches entweder verwehrt oder er sah sich selbst nie in einem solchen verwirklicht.

Verwehrt bleibt ihm auch die Aufnahme in die SS, der Schutzstaffel, die 1925 in Deutschland gegründet von Adolf Hitler als seine persönliche Leib- und Prügelgarde angesehen wurde und die im Gegensatz zur SA, der sogenannten Sturmabteilung, vor 1938 in Osttirol nicht bestanden hatte. Seine körperlichen Defizite mögen dazu beigetragen haben, dass sein Antrag trotz bester Verbindungen zu den obersten Funktionsträgern der NSDAP im Gau Kärnten nie angenommen wurde.

Ob Leitner dies als Schmach empfunden haben mag, in die ersten Reihen der Parteiorganisation zumindest im Kreis Lienz nie aktiv vorgedrungen zu sein, kann angenommen oder geahnt werden, letztlich führte dies jedenfalls dazu, dass er nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Diktatur durch das Nationalsozialistische Regime ziemlich unbehelligt sein Lehrerdasein weiterführen konnte. Seine Unbeliebtheit und wohl auch seine Unberechenbarkeit waren und blieben amtsbekannt, hatten aber nie zu einer Strafversetzung oder zu anderen dienstlichen Maßnahmen gegen ihn geführt. Dass er als Agitator, als ein durchaus unangenehmer Fiesling seiner Zeit, strikt aus dem Hintergrund gegen andere vorgegangen ist, führte auch dazu, dass stets andere, nämlich die eigentlich handelnden Personen in den Parteiakten und jenen der Gendarmerie geführt wurden und seine Spuren im Nachhinein nur sehr schlecht verfolgbar und nur dann erkennbar waren, wenn man die genaueren Umstände kannte, nach denen sich suchen ließ.

Seine Gehprobleme wurden mit den Jahren deutlich schlechter, sodass er seine Inspektionsrunden, denn als solche wurden sie von den Anrainern weiterhin empfunden, die nachfolgenden Jahre über nur durchführen konnte, wenn er sein Fahrrad zu Hilfe nahm und sich darauf abstützte. Schließlich kam der Tag, an dem ihm auch dies über längere Strecken hindurch nicht mehr einfach möglich war, sodass er vom Gehen neben dem auf das Fahren mit dem Fahrrad wechselte. Zwar bedingte dies, dass er einen mitunter abenteuerlichen Fahrstil an den Tag legte und er beim Weiterkommen einen Großteil der Verkehrsflächen für sich in Anspruch nahm, die Verkehrsdichte der Nachkriegszeit hielt sich jedoch für einige Jahre noch soweit in Grenzen, sodass er über gefühlte Jahrzehnte zumeist täglich mit dem Fahrrad auf seinen Wegen anzutreffen war, ohne dass dies zu weiteren Komplikationen geführt hätte. Jüngere, später Geborene, kannten ihn dann auch nur noch so. Als einen alt gewordenen Lehrer, der in der Stadt täglich seine Radtouren unternahm und dabei auf den Straßen ziemlich ausgedehnte Schlangenlinien zog, wenn es um seine Gesundheit gerade nicht besonders gut stand.

Jetzt allerdings saß er dort, im Heim der Alten und Gebrechlichen, im Kreise der Gleichaltrigen oder nur unwesentlich Jüngeren, grau an den Haaren und fahl im Gesicht und trotzdem ließ sich noch jenes Ungemach spüren, das einst von ihm ausging. Die gemeinsame Vergangenheit, die die Anwesenden zusammenschweißte, war gleichzeitig auch die Last, die sie gemeinschaftlich zu tragen hatten. In der Gruppe gelang es den heute alten Leuten, die einst als Junge Karl Leitner als einen kennengelernt hatten, der jedem gefährlich werden konnte, dessen Nase ihm nicht geheuer war, ihn trotz seiner andauernden aber im Grunde unerwünschten Anwesenheit auszublenden, vielleicht auch für Momente vergessen zu machen, doch eine kurze, aber prägnante Bewegung reichte aus, um das lang Zurückliegende in die Gegenwart zu holen und im Gedächtnis der sonst so Vergesslichen augenblicklich zu aktivieren und jenes schlimme Gefühl der steten Angst wach zu rütteln, das sie einst mit dieser Person verbanden.

Wenn ich nach meinen Besuchen am Heimweg ins Stiegenhaus eintrat und die Stufen langsam hinabstieg, empfing mich dort wieder diese unglaubliche Stille, die zu einem großen Heim, in dem doch so viele Menschen wohnten, gar nicht passen wollte. Gleichzeitig aber erinnerte mich dieses Nichts an Geräuschen an jene Situation, die eintrat, wenn Leitner plötzlich aktiv wurde und alle anderen um ihn herum ganz leise wurden, und ich bemerkte, dass diese Stille bloß eine Abwesenheit von Geräuschen, eine Lautlosigkeit war, die nichts von dem Ruhigen, Sanften und Entspannten hatte, das man in der Stille oft suchte und empfinden konnte. Die gefühlte Unruhe, die mich in Situationen wie eben unwillkürlich erfasste, fiel zwar mit jedem Schritt nach unten und später jedem Meter nach außen, der mich von diesem Ort wegbrachte, ab, doch die Erinnerung war wach und sollte dies auch noch lange bleiben.

Karl Leitner ist nun schon lange tot, auch meine Muhme ist einige Jahre später verstorben und all die Mitmenschen, die Leitner ertragen mussten, sind einer nach dem anderen für immer von dieser Erde gegangen. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis ich wieder die Fassade des Altenheims als solche ansehen konnte, was sie war, ohne dass das unangenehme Gefühl unwillkürlich in mir hochstieg, dass er wohl nicht der Einzige war, der sich als Mitläufer seiner Zeit zu einem gefährlichen Widerling entwickelte und damit Unheil über andere brachte, die ihn nun hier wiedersehen mussten.

Kurz vor seinem Tod sollte ihm noch eine Ehrung ob seines langen und verdienstvollen Amtes als Lehrer zukommen, der einst viele Generationen von Schülern zu erfolgreichen Menschen heranbildete, die ihren weiteren Weg mutig und selbstbewusst meisterten. Diese Ehrung ist letztlich nicht zustande gekommen. Einige ganz leise, aber sehr couragierte Stimmen wussten dies beherzt zu verhindern.